

Am Chor der Freude lehnte stumm das Weib,  
Und preiste wild die Säute an die Brust,  
Und kämpfte einen Riesenkampf mit sich,  
Indessen — ihre Augen hühelnd schwelgten.

Sie standen immer offen diese Augen,  
Zwei Thüren gleich in einem Gotteshaufe,  
Des Nachts im Traum selbst, standen offen sie,  
Und ließen still das Mondlicht ein zur Seele.

Am Chor der goldenen Freude lag ein Weib,  
Der kühlen Vesta weiße Priesterin,  
Und lächelte das Lächeln freier Todter.

Groß aufgeschlagen standen ihre Augen.

Die Menschen trugen Rhea's Leib zur Gruft,  
Und holtten einen Stein sie zu verschließen.  
Da stand Einer, der die Todte liebte:  
„O senkt sie nicht mit diesen offenen Augen  
In's dumpfe Schwarz des Grabes, geht sie mir!“

Und sorgsam hob er aus dem Sarg die Todte,  
Und trug sie fort, weit über hohe Wege,  
Bis auf den Gipfel eines Bergs, wo Luft  
Und Licht und Wolken, Freiheitslieder sangen.

Dort bettete er sie ins weiche Grün,  
Und wandelte von dannen.

Still und groß  
Stand über ihr der weite Sommerhimmel.

Die Sonne brannte in das todte Antlitz,  
Ein Strauch warf seine jungen Blätter drüber  
Und barg die sanften Hügel vor der Sonne,  
Herbstregen wusch die welken Blätter fort.

Und als ein neues Blühen rings begann,  
Da neigte sich Natur zu jenem Haupte,  
Und legte ihre Finger in die Höhlen  
Darin die heißen Augen einst gewohnt,  
Die sie, die freudige, so brünstig liebten.

Nach Jahren stieg ein sehnsuchtskranker Pilger  
Zu jenem stillen Bergesgipfel auf.  
Es schien als suche er ein Langvermisstes.

Und plötzlich sank er jauchzend in die Knie.  
Er sah ein weiß gebleichtes Menschenhaupt,  
Aus dessen dunkeltiefen Augenhöhlen  
Zwei rothe Blumen in die Sonne blickten.

Und Luft und Licht und Freiheit küßten sie  
Die ewig offenen Augen Rhea's.

## Die Alten und die Jungen.

Von Hermann Bahr (Paris).

**E**s kommt mir vor, als ob wir verleumdet würden. Wir sind gar nicht so schlimm, wie sie uns gerne machen. Gleichweige denn gar wie wir uns selber machen.

Störenfriede sind wir schon und wir werden es wohl noch eine Zeit bleiben. Aber wenn sie uns ruhig austoben ließen, nachher könnte man sich schon verständigen. Besonders wenn sie endlich einmal abgefahren sein werden — das gescheiteste, was sie thun könnten.

Ich spreche nämlich, im Gegensatz zu den Alten, welche früher einmal Schönes schafften, von uns Jungen der Literatur, welche heute das Schöne schaffen, das neue Schöne. Natürlich spreche ich nicht in ihrem Namen. Dazu habe ich weder Amt noch Lust. Ich habe kein Talent, die Gedanken anderer zu denken, sondern nur meine eigenen; und die sind leider meistens ganz einsam und, weil sie von den anderen nichts wissen wollen, wollen die anderen von ihnen nichts wissen. Auch habe ich niemals „ein Programm“ geschrieben, weshalb mich alle ordentlichen und systematischen Köpfe der neuen Generation schon mitleidig verachten, und wenn einer von mir Vorschriften verlangte, wie denn der alten Literatur abgeholfen und die neue eingerichtet werden soll, da käme ich schon in Verlegenheit: ich weiß es nämlich nicht, weil ich überhaupt gar nichts weiß, sondern überall nur so herum probiere. Zudem bin ich sehr faul, wie ein Genie, zu keinem Ernst und keiner Mühe je geneigt, sondern ganz wie mein alter Freund Wilson, den sie deshalb auch eingesperrt haben, möchte ich nur immerfort unter dem blauen Himmel nichts-müßige Dinge treiben, während der Wald singt; und höchstens alle Sonntage einmal, wenn mir gerade was einfällt, dann thue ich halt in Gottesnamen schandenhalber auch bisweilen so, als könnte ich was schaffen, zwischen zwei Stüssen, damit sich die wundten Lippen ein bisschen austarsten mögen.

Also, wenn ich „die Jungen“ sage, dann meine ich eigentlich nur mich selbst, und nur von mir selbst will ich reden, wie meistens. Das ist gewiß nicht schön: mich tröste mir das

eine, daß es die anderen auch nicht besser machen, wenn sie gleich schlauer sind und sich hüten, das Geschäft zu verrathen. La vérité est qu'on ne sort jamais de soi-même. habe ich bei Anatole France einmal gelesen; und das ist ein Philosoph, der muß es wissen.

Dieses wird den Jungen vorgeworfen, in erzürnten Klagen, daß sie, unehrerbietig gegen die Tradition, bilderstürmerisch im Pantheon der Künste, nihilistisch wie Barbaren, keinem anderen Gesetz als nur ihrem Größenwahn folgen. Man gebraucht das schöne Wort: sie haben keine Pietät. Sondern, im schroffen Dünkel wider die Vorfahren, verächten sie verächtlich die Ueberlieferung, trauen nur ihrer eigenen Schulle, außer welcher kein Heil sei, und von ihrer eigenen Geburt erst datieren sie die Geburt der wahren Literatur, deren alles frühere nur blasse und dumpfe Vorahnung gewesen.

So wie es da gesagt wird, wird es wohl nicht wahr sein. Nicht bloß, weil es in der „Kölnischen Zeitung“ gestanden, sondern auch aus inneren Gründen schließe ich das.

Wir mangeln an Respect gegen die Alten, an Liebe und folgsamer Verehrung.

Bitte, zunächst, wer sind denn diese berühmten „Alten“, welche uns immer vorgehalten werden?

Das ist nämlich ein Truc, den sie ungemein lieben — passen Sie einmal auf: Goethe gehört zu den „Alten“ und Herr Ludwig August Frankl gehört auch zu den „Alten“ — also, wenn Sie selber gestehen, Goethe Respect zu schulden, wie können Sie den Respect Herrn Ludwig August Frankl verjagen? Dieses ist die Logik, mit welcher wir gewöhnlich todtgeschlagen werden.

Man muß also die alten „Alten“ von den neuen „Alten“ unterscheiden — jene, welche längst im Himmel sind, und jene anderen (mit denen wir es zu thun haben), welche nie in den Himmel kommen werden, hoffentlich; sonst müßte ich wirklich auf diese langweilige Ehre verzichten.

Von den alten „Alten“, nun, ist überhaupt gar nicht die Rede, wenn sie es gleich uns gern unterschoben. Wir wissen unseren Goethe und Hugo, unseren Shakespeare und Mabelais, unseren Cervantes und Molière zur Noth gerade auch ganz hübsch zu taxieren, beruhigen Sie sich nur; erst mit den Geibels und den Halms und den anderen Ecksteinen fängt die Geschichte zu hapern an. Ich erwarte ruhig den Gegenbeweis. Man zeige erst das berüchtigte „unehrerbietige“ Wort, das sie gar so scandalißirt — ein einziges bloß, gegen einen von den Gefürsteten in der Kunst, wohlverstanden. Und — um wieder auf das Leitmotiv meiner „Spissimosität“ zurückzukommen, — ich kann es durch Zeugen erhärten, denen Sie sicher Gehör schenken: ich, wenn ich mir einmal einen besonderen Tag spendieren will, dann packe ich alle unsere sämtlichen Werke, den Conrad und den Mackay und den Villencron, alle zusammen in den nächsten Winkel — darfst dich deshalb nicht kränken, lieber John Henry! — und weit draußen irgendwo, wo der Bach rauscht, lege ich mich im Grase auf die Opposition des Bauches und sie muß mir meinen Baudelaire lesen oder wenn sie just das Pech hat, keine Französin zu sein, wenigstens den guten Heine; und die sind alle beide gerade auch nicht von heute.

Sondern nur von den anderen Alten, von diesen Alten zweiter Glüte, die nichts als ein lumpig fünfzig Jahr vor uns voraus haben, nur von diesen allein ist die Frage.

Und vor diesen, wird erzählt, mangeln wir an Respect, an Liebe und folgsamer Verehrung.

Je nun, ich will ja nicht sagen, daß wir davon nicht noch ein bisschen mehr haben könnten, mein Gott! Aber wenn ich es überlege: es ist ja stament gerade genug. Und sie dürfen sich gar nicht beklagen: denn sie selber vielmehr, sie selber sind die eigentlichen Darnickel.

Es ist nicht wahr, daß wir ihnen übel wollen. Es ist nicht wahr, daß wir ihnen ihre Dichterei verargen. Es ist nicht wahr, daß wir ihnen eine andere aufdrängen wollen.

Umgekehrt wissen wir ihnen von Herzen aufrichtigen und unvergeßlichen Dank, daß sie ihre Manier verrichtet haben — Idealismus, oder wie sie's sonst heißen mögen. Denn wie schön einmal in der Kunst sich immer eines aus dem anderen entwickelt, in nothwendigen Folgen von unübergänglichen Gliedern — wenn sie es nicht gethan hätten, müßten wir's heute thun und, Herr Jesus, wahrhaftig, daran darf ich gar nicht denken. Stelle dir, Conrad, nur vor, wenn du die „Goldelie“ dichten müßtest und du, o Heideck, den „Amaranth“!

ein rec nachher

wir da

nieman

ihnen

dürfen,

mehr z

dürfniss

sei die

sind! G

alles, a

Hauskel

Erwarte

verlangt

allenfall

ja so w

bengaliß

in diese

und du

aus Ed

hinüber

weilig i

daß wir

diese nä

vom nä

feierlich

wirklich

wirkung

und sich

des Idéc

Thaten t

eine and

endlich i

brantism

wir halt

dem Dur

als ob



Also, dankbar sind wir ihnen schon, ganz sicher, und wünschen ihnen allen miteinander ein recht, recht langes Leben, und deshalb, daß sie sich nur recht, recht schonen mögen, und nachher ein recht, recht seliges Ende, friedlich im Herrn.

Sie haben ihr Werk gethan — seien wir froh, daß es vorüber ist. Und jetzt wollen wir das unsere thun.

Aber da zeigt es sich, daß sie keine Ruhe geben wollen, und sie fangen immer an, sie, niemand anders als sie selbst, die hiederen Jubelgreiße mit dem Podagra der Berühmtheit.

Nämlich, was sie von uns fordern, Gerechtigkeit und Duldung, das können wir von ihnen nimmermehr erlangen, und während wir an ihren Muster- und Meisterwerken nicht norgeln dürfen, hören sie nicht auf, an den unseren immerfort herumzupenzen. Wir sollen uns nimmermehr zu der Vermessenheit dieser Lästerung erbrechen, unsere Kunst sei die bessere, für die Bedürfnisse dieser Zeit. Aber sie predigen Tag und Nacht, in posaunenden Reden, die ihre allein sei die echte und wahre und große, für alle Ewigkeiten.

Wena ich nur wüßte, ob wir auch so nativ sein werden, wenn wir einmal die Alten sind! Es liegt vielleicht am Physiologischen, daß man man um die fünfzig herum so herunter kommt.

Und wir könnten so schön und verträglich mit einander leben! Wir lassen ihnen ja alles, alles, was sie brauchen: die interessanten reichen Wittven, und die bleichen, philosophischen Hauslehrer mit den rollenden Augen und den verwickelten Perioden und sogar die amerikanischen Erbonkel, welche man bei den alten Griechen deos ex machina nennt. Und nichts, gar nichts verlangen wir dafür als ein paar gebrauchte Kellnerinnen, einen bescheidenen Trunkenbold und allenfalls noch, als Trompete unseres Socialismus, einen scharfsinnigen Zuhälter, mit denen sie ja so wie so nichts anzufangen wüßten.

Und die Literatur wäre das reine Geyner'sche Idyll, honigmondlich, tauberichisch, in bengalischen Scheinen!

Aber nein, da müssen sie sich, mit wahrhaft schwiegermütterlichem Starr- und Steiffinn, in diese fixe Idee verbeißen, uns uns selber wegzuescamotieren, coûte que coûte, in sie zu verwandeln und durch die beharrliche Weisheit ihrer Lehren, bald mit Zuckerbrot und bald mit Peitsche, in aus Schmeichelei und Drohung sehr verchmizt gemischten Dosen, in ihre eigene Constitution hinüber zu homunkeln — und der ichone Traum, ach! ist wieder aus!

Denn da thun wir nicht mit! Nein, nein, nein, da thun wir nicht mit, absolut nicht!

Wir thun da nicht mit, erstens weil es unnötig ist, zweitens weil es uns zu langweilig ist, und drittens weil es zudem nicht einmtal möglich ist.

Soll ich es Ihnen wirklich erst umständlich beweisen, daß es unnötig ist? Unnötig, daß wir, die Jungen, ihre Werke noch einmal herunterverfeln, immer wieder, ohne Erbarmen, diese, nämlich Werke über den nämlichen Leisten der nämlichen Mode des nämlichen Idealismus vom nämlichen Jahrgang, wie sie es von uns, in diesen klebrigen Bitten und Beschwörungen, feierlich und leierlich von allen Kanzeln herunter alle Tage aufs neue verlangen? Sätten sie wirklich in sich selbst ein so schlüpfriges Vertrauen, daß sie durchaus nimmermehr unserer Mitwirkung an ihrem Werke entzathen zu können glauben? Mögen sie doch, ein wenig Muth fassen und sich aufrichten aus allzuwüchtern Bescheidenheit! Es braucht die Kunst, zur Vollendung des Idealismus, nicht erst unserer nimmermehr ebenbürtigen Hilfe und hat vielmehr an ihren Thaten allein schon für alle Zeiten vollständig genög.

Von zwei Dingen eins: Entweder, es gibt, aus irgendwelchen Gründen, es gibt noch eine andere Kunst, über die ihre hinaus — dann lasse man uns mit dieser Repetier-Aesthetik endlich in Ruhe, um in Versuchen diese andere zu suchen. Oder es gibt, nach dem Abracadabrantismus ihrer patentierten Methode, es gibt da überhaupt nichts mehr — na also, dann sind wir halt eben zu spät gekommen, dann packen wir zusammen und widmen uns lediglich hinfert dem Durste des Manzanilla und manchen gymnastischen Spielen in den Turnhallen des ewigen Gros.

Und dann ist er gar so entsetzlich langweilig, dieser bürgerliche Idealismus der Epigonen: als ob in den Retorten der romantischen Herenküche wirklich der letzte Rest von deutschem

Spiritus verachtet wäre. Ich kann mir nicht helfen, aber dieses macht mich oft ganz wild. Lügen, allen gemeinen Spießereien fröhnen, bliemelblameln und scharwänzeln und herumneucheln — alle seine andern Laster kann ich marxistisch-darwinistisch begreifen. Aber warum, warum denn langweilig, langweilig noch obendrein? Das war doch wenigstens nicht nöthig! Das wenigstens konnte man uns doch erparen. Alle Jahre, alle Jahre zweimal fang ich: „Soll und Haben“ an und niemals, niemals bin ich noch ans Ende des ersten Bandes gelangt; lieber spiele ich noch mit meiner tauben Großmutter Béfigue.

So fern, so namenlos weit weg von uns ist das alles und es wird einem ganz pfählbäuerlich. Wenn ich den Heije lese, da verstehe ich noch eher den heiligen Augustin. Ich merke es schon, weil er ein großer Künstler ist, daß er Schönes schön ausdrückt; aber es thut mir riesig leid, daß es so gothisch lange her ist, seit alle diese Empfindungen verstorben sind, und alte atavistische Instinkte muß ich erst in mir erwecken, um mich auf ihn zurückzustruieren.

Und endlich, drittens, letztens: es ist überhaupt nicht möglich, daß wir ihre Kunst noch einmal machen — nicht um ein Schloß!

Wir können es einfach nicht. Wir wollen es nur ruhig gestehen: wir können es nicht. Und wenn sie am Ende auch einem von uns den Willen umkrempelten, es wird ihnen gar nichts helfen, weil wir es nicht können.

So, da ist es heraus. Es sind wirklich ganz merkwürdige Reden, die sie mauchmal führen, und sie bringen mich auf schlimme Verdächte. Sie sagen uns alle Augenblicke: „So und so müßt ihr's machen, das müßt ihr lassen, dieses vermeiden. Und jenes müßt ihr euch noch erwerben.“ Das ist gern ihre Rede.

Da — ergebnist, gestatten Sie mir einmal: kann man denn das so „machen“ und „lassen“ und „dazu erwerben“, nach Vorschriften und guten Beispielen?

Ich weiß schon, daß das Schneidern und Schustern auf diese Art erlernt wird, indem man mit Fleiß in die Lehre geht; bei den Metzgern, sagen sie, ist's schon schwerer, weil da schon, sagen sie, eine gewisse „persönliche Begabung“ dazu gehören soll, zu einem ordentlichen und ausgiebigen Streich, der sich sehen lassen kann, und jeder hat sein besonderes Geheimnis, das sich nicht Lehren noch lernen läßt.

Wir Jungen haben eine andere Meinung von der Kunst und vom Künstler und wenigstens bis zur Würde der Metzgerei wüßten wir sie gerne erhoben. Wir glauben nicht, daß in der Kunst sich etwas „machen“ läßt, nach Willkür, sondern daß sie wird, nach unbeugbaren Gesetzen. Wir glauben nicht, daß es irgend einem Künstler verliehen sei, das unerhörte Wunder, in Freiheit mit Wahl zu schaffen; sondern, so haben wir es an uns erfahren, wenn es ihn nicht mit ehernem Zwange starrer Nothwendigkeit überwältigt, wirbelstürmisch über alle Pläne, Vorsätze und Absichten hinweg, dann ist's überhaupt keine Kunst und besser ließe er's bleiben.

„On n'écrit pas des chefs-d'oeuvre pour son plaisir, mais sous le coup d'une inexorable fatalité!“ habe ich neulich irgendwo gelesen; und ich denke, so wird's wol sein.

Und darum ist die ganze Streiterei gar so dumm, von beiden Seiten. Wir schaffen nicht realistisch aus realistischen Theorien; sondern die realistischen Theorien haben wir uns nachher zugelegt, weil, wie wir einmal sind, in uns nur realistisches entsteht. Und ich mag den Idealismus nicht, weil ich ihn nicht vermag; das ist das einzige, was ich ihm vorzuwerfen habe.

So offenbare denn jeder, was in seiner Seele geschieht, verkünde die Welt, welche er erlebt hat, beichte sich ans redlich erforschten Gewissen. Wenn einer wirklich herzigen Engelschen begegnet, mit hellgrünen Tupfen an den rosigen Schwingen, der erzähle getrost sein niedliches Abenteuer. Und ich gebe es Ihnen, mit ehrenwörtlichem Gelöbniß, schwarz auf weiß: den Tag, an welchem ich die erste hounete Frau, aber compleet hounet, gefunden haben werde und einen ungehörnten Gatten, das will ich sofort in sehr gereimten Alexandrinern langathmig besingen, nämlich wenn ich nicht zuvor, unter stillen Blumen irgendwo, die träumen, langsam läugit vermodert bin.



Das ist, wenn's denn schon einmal eine Theorie gilt, die einzige Theorie der Kunst, die nicht ganz albern ist. Damit mögen sie sich den Mund stopfen, die nimmerfatten Alten. Und wenn sie es durchaus klipp und klar zu hören begehren, „was wir wollen“, ganz genau, in einer faßlichen und behaltlichen Formel, die sie sich auf die Schlafmüge stecken können:

„Qu' on nous f . . . la paix!“



## Der Ländler.

Von Detlev v. Liliencron (München).

Auf die Terrasse war ich hinbefohlen,  
Der jugendlichen, schönen, geistvollen,  
Holdseligsten Prinzessin vorzulesen.  
Ich wählte Casso.

Durch den Sommerabend  
Umschwirrt uns schon das erste Nachtgezieher.  
Die Sonne war gesunken. Roth Gewölk  
Stand hellgelönt, mit Blau vermischt, im Westen,  
Der Garten vor uns, tief gelegen, hüllt  
Sich ein in dunkle Schatten mehr und mehr  
Und eine Nachtigall beginnt.

Der Diener

Setzt auf den Tisch die Lampen, deren Licht  
Nicht durch den schwächsten Zug in's Glacern kommt.  
Von unten, aus dem Dorje, klingt Musik,  
Und deutlich aus der Finsternis heraus,  
Leuchtstriche, blitzen eines Tanzsaals Fenster.  
Die Paare huschen schnell vorbei in ihnen.  
Zuweilen, wenn die Thür geöffnet steht,  
Erschallt Gestampf, der Brummhafs, Kreischen, Juchzen.  
Unbändig scheint die Freude dort zu herrschen.

Ich trage unterdessen weiter vor,  
Wie flüchtige Bilder, unbewusst, den Trubel  
Im Thal an mir vorüberziehen lassend,  
Und jene Verse hab' ich grad getroffen:  
„Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,  
Der schäumend wallt und brausend überquillt?“  
Als ich die Lieder hob und die Prinzess,  
Die lässig ihre Linke dem Geländer  
Hinüber ruhen läßt, erblickt, wie sie,  
Nicht meiner Lesung achtend, niederschaut,  
Das braune Auge träumerisch, sehnsüchtig  
Hinuntersendet auf den fröhlichen Ländler.

„Wie wär' es, fänden Durchlaucht wohl Vergnügen,  
Dem frohen Reigen dort sich anzuschließen?“  
Und sie, ein Seufzer: „Ach ich thät's so gern.“

Wenn ich's nur bringen könnte, wiedergeben,  
Wie jenes Wort von ihr gesprochen ward,  
Das „so“, das „gern“, wenn ich's nur treffen könnte,  
Wie sie das sagte: „Ach, ich thät's so gern.“



## Das Absolute in der Kritik.

Von Paul Ernst (Görbersdorf).

Wenn man ein eben erschienenenes Buch gelesen hat, so kommt es wohl vor, daß man sich behaglich an seinen kritischen Richterstuhl setzt und nun das Werk gründlich und sorgfältig nach allen Seiten betrachtet, sich an ästhetische und psychologische Gezehe erinnert, findet, daß diese Scene naturwahr ist und jene nicht, daß die Technik hier vorzüglich ist und dort mangelhaft; wenn man dann Kritiker von Beruf ist, so setzt man sich an den Schreibtisch, überlegt sich als gewissenhafter und ehrlicher Mensch alles noch einmal ordentlich, und dann schreibt man eine Kritik, mit dem stolzen Bewußtsein, eine ehrenhafte und tüchtige Arbeit zu leisten; man freut sich, wenn man seine Gedanken recht logisch auseinandersetzt und nun ganz unwiderleglich seine Ansichten beweist; ja man theilt wohl gar Lob und Tadel aus.

Aber wenn man dann einmal die Werke früherer kritischer Kollegen liest, so muß man auf ganz sonderbare Gedanken kommen. Man denke an das bekannte Urtheil, das Lessing über Goethes Werther gefällt hat; und Lessing war entschieden ein sehr ehrlicher und sehr einsichtiger Kritiker. Man lese, was Richterberg über die Stürmer und Träger schreibt; und Richterberg ist ein Mensch von einem Scharfsinn und einer Ehrlichkeit, wie selten Einer. Beide, Richterberg und Lessing, haben keine Ahnung von dem literarischen Wert und der geschichtlichen Bedeutung der Kritisierten gehabt. Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll da amdürren werden?

Die Kritik befindet sich in ähnlicher Lage wie etwa die Moralphilosophie. Heute steht ein Moralphilosoph auf, welcher endlich das Absolute in der Moral aufgefunden hat. Er selbst und andere staunen ihn an. Alles ist richtig. Alles in dem System ist in der schönsten Ordnung. Aber nach hundert Jahren schütteln die Leute die Köpfe, nennen das moralphilosophische Genie einen geschwätigen Spießbüttel und seine Werke Compilationen von platten Allgemeinheiten; oder sie finden die schrecklichsten Widersprüche, die unstanigsten Forderungen in dem, von den Zeitgenossen so gepriesenen logischen Aufbau, und so fort.

Und wie es der ästhetischen Kritik geht, wie es der Moralphilosophie geht, so geht es allen jenen stolzen Gedankengebäuden, die mit so viel Geist und Scharfsinn aufgebaut waren — der Wind pfeift sehr bald durch die Löcher.